

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =  
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e  
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

**Herausgeber:** Schweizerisches Nationalmuseum

**Band:** 43 (1986)

**Heft:** 3: Zur Architektur und Kunst der Schweizer Kartausen

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Buchbesprechungen

HAN ZHONGMIN UND HUBERT DELAHAYE: *Das alte China, 5000 Jahre Geschichte und Archäologie; von der Steinzeit bis zu den Ming-Kaisern*. Herausgegeben von WANG FANGZI UND NEBOJSA TOMASEVIC. (Herder, Freiburg, Basel, Wien 1985). 278 S., zahlreiche farbige Abb.

Wenn es darum geht, in der vorliegenden Zeitschrift ein Buch über die Ur- und Frühgeschichte Chinas anzuzeigen, muss der Beweggrund dazu im Aussergewöhnlichen seines Inhalts gesucht werden, der die Aufmerksamkeit einer breiten kulturgeschichtlich orientierten Leserschaft beanspruchen darf. Einleitend bezeichnet der Autor eine in jüngerer Zeit getätigte Entdeckung als achtetes Weltwunder, und man wird ihm, selbst nach kritischer Überprüfung der Fakten, kaum widersprechen können. Es ist dies das Grab von Qin Shi Huangdi, dem ersten Kaiser von China, 1974 aufgedeckt im Gebiet von Lintong (Provinz Sha'anxi) und in den folgenden Jahren systematisch erforscht. – Der Weg, der zu solch imperialer Kunstentfaltung, wie sie dieses Mausoleum vermittelt, geführt hatte, war sehr lang und wird von seinem Ursprung um 6000 vor Chr. an in geraffter Form aufgezeichnet. – Als Wiege Chinas wird das Stromland des Gelben Flusses mit seinen fruchtbaren Schwemmböden herausgestellt. Auf ihnen kam es im Grenzgebiet zur Steppe und Tibet zur Bildung neolithischer Zivilisationsformen, die die Yangshao-Kultur einleiteten. Ihr war bereits eine bemalte Keramik mit einer Vielzahl von Motiven und Formen, mitunter auch Tierfiguren, eigen, ferner ein materielles, agrarisch geprägtes Inventar aus Stein und Knochen. Auch die Siedlungsreste dieses in Raum und Zeit differenzierten Kulturkomplexes sind gut erforscht und gewähren Einblick in die «löss»spezifischen Wohnhäuser, Speicher und Gemeinschaftshäuser. Die Viehzucht nahm ihren Anfang, wie anderswo, über Schaf, Ziege und Schwein. Mahlzeitenreste von Leoparden, Rhinozerosen und Präriehunden rufen die dortige Fauna in Erinnerung. Mehr als einen allgemeinen Eindruck der zivilisatorischen Leistungen der Träger neolithischer Kulturen wollen und können die paar Seiten gerafften Textes zu diesem reich bilderten Kapitel nicht vermitteln.

Der mit «Die Meister der Bronzeskulptur» überschriebene Abschnitt über die Epoche der Bronzezeit umfasst die Zeiträume vom 18. bis 12. bzw. 11. bis 4. Jahrhundert oder die Dynastien der Shang und Zhou mit den Hauptstädten Yin (Anyang) und Zeng Zhou (Provinz Henan). Bronze als dominierender Werkstoff bestimmt die materiellen Erscheinungsformen der handwerklich geprägten, frühurbanen Gemeinschaften, deren Sicherheitsbedürfnis zur Anlage von gestampften Erdmauerringen bis zu neun Meter Höhe Anlass gab. Ein in den Ruinen von Yin gefundener, rituellen Zwecken dienender Kessel aus Bronze von 875 Kilogramm Gewicht veranschaulicht den hohen Stand der erreichten Technologie. Dahin gehört auch die Erfindung des Ur-Porzellans, die entwickelte Kunst der Verarbeitung von Jade und ferner die Herstellung bunter Lackarbeiten aller Art. Als geradezu genial ist die Schaffung der Zeichenschrift hervorzuheben. Inschriften zusammen mit Mythen und Legenden tragen zu einer bemerkenswerten Verdichtung des Wissens über die ältere Dynasten-Abfolge bei und rücken diese in die Randzone der geschichtlichen Überlieferung. Auch der Ahnenkult lässt für jene Epoche bereits festgefügte Formen erkennen. Der Tempel bildete religiösen Mittelpunkt, und das den Lauf der Geschehnisse bestimmende Orakel wurde zum ausschlaggebenden

Element bei allem Tun und Lassen (Orakelstadt Yin). – Die Epoche der jüngeren Dynastie bedeutete in erster Linie eine machtpolitische Verlagerung der Shang in die Adelsschicht der sozial straffer organisierten Zhou. Einen bedeutenden Einblick in ihre Herrschaft vermittelt ein Ritualbuch, das die Verwaltungstradition jener Zeit festhält und beispielsweise über Mischrezepte für den Glockenguss, kosmologische Vorstellungen, Amtspflichten bei der Vorbereitung von Opfern und vieles andere mehr berichtet. – Ein neues Zeitalter begann mit Qin Shi Huangdi, dem ersten Kaiser von China. Sein geschichtlich überliefertes Porträt macht mit einem Herrscher und Kulturrevolutionär von beispielloser Grausamkeit bekannt. Dem Grössenwahn verfallen, hat er der Nachwelt eine Armee von gegen 7000 Tonfiguren in Lebensgrösse, mit Pferden und Wagen, in einem Riesengrabhügel bis zu 70 Meter Höhe hinterlassen. Sie diente seiner Bewachung und bildete die grosse archäologische Sensation von 1974 und den Folgejahren. Das Erbe des Tyrannen Qin Shi Huangdi ging für die verbleibenden beiden Jahrhunderte bis zur Zeitwende an Vertreter der westlichen Han und danach bis gegen 200 nach Chr. an solche der östlichen Han-Dynastie über. Der künstlerische Nachlass dieser Periode ist von hohem Rang und ausschliesslich belegt durch kostbare Beigaben aus Tausenden von Gräbern der Adelsschicht und ihrer Gefolgschaft. Totenkleid und Gesichtsmaske aus Jade der Prinzessin Tou Wan oder die zahlreichen seidenen Manuskripte aus den Gräbern von Mawangdui bilden beeindruckende archäologische Quellen, wie sie das Abendland nie hervorgebracht hat und deshalb auch dem anspruchsvollen Kunstsachverständigen Neues zu vermitteln vermögen. Ein weiteres Kapitel «Vier Jahrhunderte Kampf» ist dem chinesischen Mittelalter gewidmet, welches religiöser Eifer, starke Verbreitung buddhistischer Klöster und gleichzeitig eine Art geistiger Renaissance, eine Rückkehr zu den Quellen der Natur, kennzeichneten. Allein am Unterlauf des Yangzi waren 13 000 Klöster entstanden. Es ging bereits im Verlauf des 6. Jahrhunderts zu Ende. In den folgenden drei Jahrhunderten erlebte China die grösste Blüte der Künste, begünstigt durch die Herrschaft der Sui- und Tang-Dynastien, mit einem ausgesprochenen Hang zu Luxus und Prunksucht. So verwundert es weiter nicht, dass Grabungen in der Residenz Prinz Fungs u.a. zwei Urnen, vollgestopft mit Funden, zutage brachten, unter denen sich 270 Gold- und Silbergegenstände von höchster handwerklicher Qualität befanden, mitunter auch Münzen byzantinischer und sassanidischer Herkunft, die die Bedeutung der Seidenstrasse als uralten Handelswegs in Erinnerung rufen. – Am Rande Chan'ans haben die chinesischen Archäologen in den letzten Jahrzehnten über 2000, teils durch Inschriften datierte und mit szenischen Malereien ausgestattete Grabkammern und Heiligtümer freigelegt; ihr Inhalt dürfte noch in vielen Kunstbüchern Eingang finden und das erweckte Interesse für das Reich der Mitte fördern helfen. – Obwohl unter den Liao- und Song-Dynastien (917–1276) die kulturelle Entfaltung besonders auch durch die Verbreitung des Buches andauerte, mehrten sich die Zeichen des territorialen Aderlasses durch aufstrebende Nachbarvölker; und unter der Yuan-Dynastie (1276–1368) wurde die Fremdherrschaft und Unterwerfung der 100 Millionen Chinesen unter Dschingis-Khan Wirklichkeit. Seine Horden hinterliessen Elend, Tod und Verwüstung. Durch die Machtergreifung der Ming, der letzten Dynastie (1368–1644), erlangte China noch einmal für fast drei volle Jahrhunderte eine Glanzzeit. – Den Schlusspunkt des

Abschnittes über diese bereits vollhistorische Epoche bildet die Wiedergabe einer der vier Phönix-Kronen, verziert mit drei goldenen Drachen und zwei Phönixen aus über 2000 Perlen und ausserdem reich mit Edelsteinen besetzt. – Der Gang in Wort und Bild durch die Geschichte Chinas ist in jeder Beziehung beeindruckend, wohl nicht zuletzt auch der Konzentration von Macht und Reichtum wegen, denen die stark in sich gegliederten westlichen Kulturen nichts Ähnliches entgegenzusetzen haben.

René Wyss

\*

MICHEL FEUGÈRE: *Les Fibules en Gaule Méridionale, de la conquête à la fin du Ve siècle après J.-C.* Revue Archéologique de Narbonnaisse, supplément 12. (Editions du CNRS, Paris 1985). 509 S., 72 Abb., 174 Taf.

Der umfangreiche, schön gedruckte Band ist aus einer Thèse hervorgegangen, die unter der Leitung von Ch. Goudineau entstand. Neben der vorrangigen Materialedition liegt das Schwergewicht auf typologischem Gebiet. Der Text beginnt mit einer kurzen Einführung über die Forschungsgeschichte, die örtliche und zeitliche Begrenzung des Gebietes sowie über die Methodik der Präsentation. Es folgt als erster Hauptteil der Katalog der rund 300 Fundorte, nach Departementen geordnet. (Auf den beigegebenen stummen Karten wäre der Leser über Angaben von Flussnamen oder bekannten, grösseren Orten froh gewesen!) Zu jedem Fundplatz gibt es eine kurze, historisch-archäologische Einführung mit vollständiger Bibliographie, danach die Liste der Fibeln, geordnet nach Typen und Abbildungen auf den Tafeln, dazu jeweils noch die speziellen Literaturhinweise, oft mit Datierungsangaben.

Der zweite Hauptteil bringt die etwas über 2000 Fibeln nach Typen, fortlaufend gezählt, entsprechend den Tafeln. Der Autor bedauert mit Recht, dass ihm 300 Fibeln aus einem Grottenheiligtum bei Millau nicht zugänglich waren. Auf S. 445–450 folgen kurz gefasste «conclusions», danach mehrere Indices und eine lange Bibliographie. Dem Schlusskapitel entnehmen wir folgende instruktive Übersicht zur Zeitstellung und dem Charakter der Funde:

50,5% 1. Jh. v. Chr.	31,2% aus Oppida
38,3% 1. Jh. n. Chr.	43,9% aus anderen Siedlungen
6,7% 2.–3. Jh. n. Chr.	14,1% aus Heiligtümern
2,6% 4.–5. Jh. n. Chr.	8,7% aus Gräbern

Der Löwenanteil des Materials entfällt also auf Spätlatèneformen und deren Derivate. Das erfasste Gebiet wird im Süden von der Küste begrenzt und im Norden von einer Linie, die ungefähr vom Genfersee über Toulouse an die Pyrenäen führt. Das entspricht weitgehend der antiken Narbonensis ohne deren nordwestlichste Teile. Ein einziger Ort bietet ein historisches Datum: Das Oppidum von La Cloche dürfte gleichzeitig mit Massilia 49 v. Chr. durch Caesars Truppen zerstört und nicht wiederaufgebaut worden sein. Auf S. 22 sind weitere Oppida genannt, in denen gewisse Fundschichten innerhalb des 1. Jh. v. Chr. annähernd eingegrenzt werden können. Nach S. 232 könnte man glauben, die Siedlung von Vieille Toulouse habe im Jahre 8 v. Chr. ihr Ende gefunden. Dieser Schluss ist offensichtlich in Analogie zu den Funden aus den nördlichen Militärstationen Oberaden, Rödgen und Dangstetten gezogen worden, wie überhaupt zeitliche Fixierung in einem so kontinuierlich besiedelten Gebiet auf extern gewonnenen Erkenntnissen basieren muss. An erster Stelle sind hier die einzigartigen Verhältnisse von Basel-Gasfabrik und Münsterhügel mit deren Darstellung durch A. Furger-Gunti sowie die grundlegenden Arbeiten von S. Rieckhoff zu nennen.

Die typologische Einteilung ist der von mir für die römischen Fibeln in der Schweiz (i.F.: RFS) benutzten ähnlich, und beide sind

in der Tabelle S. 175 ff gegenübergestellt. Der Autor hat verwandte Formen häufiger als ich unter einem Typ zusammengefasst und dort Untergruppen nach erweiterungsfähigem Prinzip gebildet. In einigen Fällen wird nicht Zusammengehöriges unter einen Hut genommen. So entspricht sein Typ 14c meiner Scharnierfibel 33, und ich verstehe nicht, warum er sie mit den Hülsenspiralfibeln vereint (seine Typen 14a und b), die bei mir als Nr. 20–23 eingeteilt sind. Aber das wiegt nicht schwer; die Hauptsache ist, dass jedes Kind seinen Namen hat. – Sehr wichtig ist dem Autor eine Tabelle auf S. 18, in der er die Zeitspanne für die verschiedenen Konstruktionsarten nach Spiralen und Scharnieren darstellt. Diese Zeitspannen sind so angegeben, wie sie in seinem Untersuchungsgebiet zum Ausdruck kommen. Bereits in der Schweiz sieht das zum Teil anders aus, wo etwa die Spiralfibeln mit Sehnenhaken nicht schon augusteisch aufhören. Ein von ihm beobachtetes Detail scheint jedoch wichtig zu sein: dass nämlich bei den frühen Fibeln der Typen «Alesia» und «Aucissa» (RFS 28–29) das Scharnier zuerst durch Umbiegen des Bügelendes nach *innen*, später jedoch nach *ausen* gebildet wurde. Überlappungen sind dabei selbstverständlich. Man betrachte die Taf. 108 ff unter diesem Gesichtspunkt. Ein anderes Hauptanliegen des Autors ist, durch vielfache Unterteilungen der Typen, meist nach dekorativen Merkmalen am Bügel, lokale Verbreitungsgebiete gegeneinander abzugrenzen, um damit möglicherweise «Werkstätten» festlegen zu können. Das ist zweifellos ein Weg, der beschritten werden muss; er hat jedoch im Falle der Narbonensis noch kaum zu erkennbaren Zielen geführt. Mir scheint auch, der Autor habe seine Gruppen oft zu eng gefasst. Als extremstes Beispiel: Die Nauheimerfibel erhält 76 Gruppen nach Dekorationsschemata, und das ist auch bei der grossen Menge von 458 Exemplaren sehr viel. Aber schön ist die neue Gesamt-Europakarte für die «Nauheimer», wenn man sie mit der ersten Aufnahme von J. Werner 1955 vergleicht. In Deutschland und östlich davon hat sich das Bild kaum verändert, aber nun sind England (allerdings noch im einzelnen zu belegen) und Südostfrankreich hinzugekommen, und die Schweiz wurde aufgefüllt. Für das restliche Frankreich ist der Forschungsstand noch nicht überall aufgeholt, aber durch Dollfus (1973) wissen wir immerhin, dass in der Haute-Normandie nur 23 Exemplare gezählt wurden. Das Schwergewicht scheint tatsächlich in der Narbonensis mit ihren vielen Oppida zu liegen, und die Datierungen decken sich mit dem, was man heute in Deutschland und in der Schweiz von der ehemals so umstrittenen «Nauheimer» hält: sie war *die* Fibel der ersten Hälfte des 1. Jh. v. Chr. und läuft weiter neben neuen, konkurrenzierenden Formen für die Dauer einer Generation.

Ein Kernstück ist die Behandlung der Typen «Alesia» und «Jezerine» (= RFS 28 und 5), beide seit eh und je Lieblinge der Forschung wegen ihrer sowohl typologisch wie zeitlich und geographisch schillernden Zwitterstellung. Die Abbildungen 1147–1474 bringen ein gutes Bild sehr einheitlicher Jezerine-Fibeln, während 1406–1454 einmal mehr die Proteus-Vielfalt der Alesia-Fibel vor Augen führen. Dazu kommt die nach Rieckhoff vervollständigte Karte 38, die nun besser gesamteuropäisch ponderiert ist. In beiden Fällen werden die bisherigen Datierungen durch die französischen Funde nicht verändert. Eine interessante Einzelheit: An *beiden* Typen, Alesia wie Jezerine, kommen Stücke mit ganz feinen, figürlichen, gepressten Reliefs vor, dabei je ein solches Exemplar in Enserune.

Die Kartierungen sind zum Teil Versuche, die noch nicht viel ergeben, aber so muss man weiterarbeiten. Ein bereits sehr geschlossenes Bild ergibt Fig. 66 zu einer Sondergruppe der Ringfibeln mit der Schweiz und NO-Frankreich und ebenso Fig. 67 für die Zangenfibel mit ihrem südostalpinen Zentrum und allseitiger Ausstrahlung. Andere Karten sind mit Vorsicht zu interpretieren. Fig. 28 suggeriert ein Hauptzentrum für die «kleine Distelfibel» im Wallis. Das liegt jedoch an den dort gehäuften Grabfunden, die

anders als Siedlungsfunde zu beurteilen sind. Die nach Dollfus zitierten Parallelen hierzu entsprechen übrigens nicht genau dem anvisierten Typus.

In den Fig. 62-64 werden einzelne Figuren-Fibeln ausgewertet, und zwar in Gruppen nach Tierarten. So sind etwa in Fig. 64 alle Hasen kartiert, die frühen, blechnen mit den späteren, emaillierten. Das führt nirgends hin. Hier müssen *technisch* unterscheidbare Gruppen gebildet werden, wenn man die Lokalisation von Herstellungszentren ermitteln möchte.

Das Hauptvergnügen an diesem Buch besteht natürlich im Anschauen der Tafeln. Im Vergleich zur Schweiz sind Übereinstimmungen und Divergenzen interessant. Nauheimerfibeln: Das begrenzte Formenspektrum ist gleichartig, aber die Menge in Südfrankreich überragend. Nur südalin erscheinen beträchtliche Variationen. Almgren 65 (Knotenfibeln) sowie die Kragenfibeln warten hier wie dort mit lauter individuellen Stücken auf. Die «einfache, gallische Fibeln», die bei uns Stützplatte und Sehnenhaken hat, ist dort vor allem in einer älteren Form mit 4facher Spirale und unterer Sehne zu sehen. Unsere östlich oder nördlich orientierten Formen, nämlich kräftig profilierte und Augenfibeln, fehlen dort bis auf einzelne, versprengte Exemplare.

Der breit angelegte Überblick über Frankreich mit den vielen zusammengefassten Angaben über die Verbreitung der Typen, auch ausserhalb der Narbonensis, lässt die grossen Linien der Entwicklung in Westeuropa sehr deutlich werden. Auf das Vorspiel der Auflösung der Spätlatèneformen mit Schwergewicht im alpinen Raum erfolgt in augusteischer Zeit die Einmündung in die gleichmässig standardisierten Zweige der Spiral- und Scharnierfibeln des 1. Jahrhunderts, für die man grössere Ateliers mit weitem Verbreitungsradius erschliessen muss. Dasselbe gilt dann für die Scheibenfibeln.

Der Autor hat mit seiner Typologie das Spektrum der zweifellos in Gallien erzeugten Fibeln erfasst, und es war richtig, dass er «fremde» Typen nicht in sein System aufgenommen hat.

Der einzige grössere Friedhof, der im vorgelegten Bestand enthalten ist, liegt am Rande des Arbeitsgebietes und benachbart der Schweiz: Lanslevillard liegt dort, wo die Strasse vom Col du Mont Cenis ins Tal der Arc mündet. Die Fibeln fallen sofort als andersartig auf. Da gibt es klobige Aucissaformen, zahlreiche, riesige Scharnierfibeln seines Typ 23 (RFS 31/32/34), als völlige Fremdlinge 6 Exemplare mit halbrunder Kopfplatte und Bügelknoten, also einer «Limesform», und schliesslich reichlich Emailfibeln. Die meisten sind paarweise vertreten und sprechen damit eindeutig für Frauengräber. Warum der Autor diese Paare negiert und die Datierung der Nekropole erst in der 2. Hälfte des 2. Jh. beginnen lässt, ist mir nicht verständlich. Zu den genannten Erscheinungen gibt es vielfache Parallelen im Alpenraum. Besonders interessant sind beste Vergleichsstücke zu den grossen Emailfibeln in Radform, wie wir sie in der Schweiz von Madrano, Binn, Goppisberg und Kippel kennen. Sie liegen hier an Transversalen über kleine Pässe, wie den Griess- und Albrunpass und den Lötschen, also bestens vergleichbar mit dem Mont Cenis. Der Verkehr muss hier über einheimische Trägerdienste gegangen sein und offenbar hat man diese Leute nicht nur mit Geld, sondern auch mit Fibelschmuck bezahlen können, der dann ihren Frauen mit ins Grab gelegt wurde.

Man wird die grossartige Fibeledition von Feugère noch in vieler Hinsicht ausschöpfen können, und der Dank der Benutzer ist dem Autor sicher.

Elisabeth Ettlinger

\*

RUDOLF MOOSBRUGGER-LEU: *Die Chrischonakirche von Bettingen*. Materialhefte zur Archäologie in Basel, 1985/Heft 1 (Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt). 119 S., 78 Textabb., 14 Münzabb., 6 Fototafeln und 3 Faltafeln. und:

RUDOLF MOOSBRUGGER-LEU, PETER EGGENBERGER, WERNER STOECKLI: *Die Predigerkirche in Basel*. Materialhefte zur Archäologie in Basel, 1985/Heft 2 (Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt). 135 S., 108 Abb. und 4 Faltafeln.

Mit den hier anzuzeigenden Publikationen hat auch die Basler Bodenforschung unter der Leitung von Rolf d'Aujourd'hui eine wesentliche Lücke zu schliessen vermocht: Die Reihe «Materialhefte zur Archäologie in Basel» hilft, Befunde mit Beweisführungen innert nützlicher Frist einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sie ergänzt in erfreulicher Weise die bisherigen Jahresberichte in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. Neben der ausführlichen, abschliessenden Berichterstattung erfüllen die «Materialhefte» auch den Wunsch, dokumentiertes – und das heisst in der Archäologie meist auch: mittlerweile zerstörtes – Material sicherzustellen; wenigstens in Beschreibung, Plan und Foto. Neben der Bodenforschung Basel-Stadt zeichnet je nach Zuständigkeit auch das Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel für die Herausgabe eines Bandes verantwortlich. Für die beiden vorliegenden Bände ist es die Bodenforschung.

Mit Ausnahme des ansprechenden Halbkartoneinbandes – bei Band 2 mit Rückentext – geben sich die (schlecht) broschierten Hefte spartanisch: Schreibmaschinensatz auf einem Papier, das Strichzeichnungen bei dichteren Linienbündeln zu Klecksen zusammenfliessen lässt und bei der Wiedergabe von Fotos an östliche Druckerzeugnisse erinnert. Steht diese grundsätzlich begrüssenswerte Kosteneinsparung in einem Verhältnis zu unseren Grabungskosten oder zum gesetzlichen Auftrag, Funde und Befunde «in geeigneter Form» zu publizieren (Verordnung zum Denkmalschutzgesetz Basel vom 14.4.1982, § 7.3) oder zum Ziel, durch «eine Multiplikation von Dokumenten und Funden... eine optimale Sicherheit für die Erhaltung zu garantieren» (1, S. 6)? Als Mangel erweist sich zudem das Fehlen einer ISBN-Nummer. Sie allein ermöglicht eine Aufnahme in die internationalen Bibliographien, was gerade für eine Reihe, die im Buchhandel nicht erhältlich ist, von entscheidender Bedeutung sein muss.

Für *Heft 1* zeichnet der Ausgräber RUDOLF MOOSBRUGGER-LEU; einzelne Kapitel steuerten PAUL DENFELD (Wandmalereifragmente) und BEATRICE SCHÄRLI (Münzfunde) bei, wobei nur die letztere in die Titelei (S. 3) Eingang gefunden hat.

Die heutige, spätgotische *Chrischonakirche* (Bau IV) mit ihrem markant ins Westende des Schiffs inkorporierten Turm und dem polygonalen Chor hat seit je fasziniert: den Archäologen wegen der zahlreichen in der Umgebung angetroffenen Funde, den Hagiographen wegen der rätselhaften Christiana(Chrischona)-Legende. Die Gläubigen pilgerten weit über die Reformation hinaus zum vermeintlichen Grab der Heiligen, und schliesslich zieht noch heute der Aussichtspunkt scharenweise Spaziergänger und Wanderer aus der ganzen Regio an. Verständlich daher, anlässlich der Restaurierung von 1973–76 die Gelegenheit zu Grabungen zu nutzen. Die Ergebnisse liegen nun 10 Jahre nach Grabungsschluss ausgewertet vor. Der Autor bedauert selber, «dass parallel zu den Bodenuntersuchungen keine Bauuntersuchungen am aufgehenden Mauerwerk durchgeführt wurden» (S. 40). Daher sucht der Leser im Grabungsbericht vergeblich nach einem Bild der heutigen Anlage (nur die Chorfenster sind auf S. 33 im Bild überliefert), nach Aussenansichten, nach Längsschnitt, Querschnitt oder Aufrissplänen und schliesslich auch nach einer Auswertung alter Bildquellen. Das führt dazu, dass das Bild der gegenwärtigen Anlage wenig plastisch dargestellt wird, obschon Moosbrugger gerade hier sehr detailliert die Bauetappe von Chor und Schiff mit isometrischen Rekonstruktionen untermauert. Indes werden zum Beweis ausser der Baunaht Chor/Schiff und dem Umfahnen der Chorfundamente keine

Befunde mitgeteilt, dabei hätten sich z.B. am älteren Turm (Mitte 15. Jh.) die entsprechenden Abdrücke finden müssen. Umso plastischer werden dafür die Heiligenlegende (S. 12–18) sowie die Vermutung, der Kirche könnte ein älteres Briccius-Patrosinium zugrunde liegen (S. 18–24), dargelegt, letzteres im übrigen durchaus plausibel.

Die archäologischen Befunde lassen sich wie folgt zusammenfassen: Zu der durch R. DEHN (Grabhügelfeld im Homburger-Wald in: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 47, 1981, 172) postulierten Grabhügelnekropole konnten keine positiven Befunde beigebracht werden. Die wenigen Funde sind Streufunde und gehören der jüngeren Steinzeit an (S. 51). Die Römerzeit ist mit einigen Scherben und einer Münze (Kat. 2.1) vertreten.

Von einem *Bau I* ist die rechteckige Ostpartie des Chors (oder Cella?) nachgewiesen (S. 35f. u. 52f.). Zu ihr rechnet Moosbrugger ein (älteres?) Plattengrab (Abb. 7, E), das in der Achse der Anlage, aber östlich ausserhalb derselben liegt. Es ist das Grab (mit männlicher Bestattung), das 1504 durch den Kardinallegaten Raymund Peraudi, «reliquiarum corrasor», angegraben und als Grab der verehrten Christiana ausgegeben wurde – einer Kanonisierung kam bekanntlich die Reformation zuvor. Merkwürdig bleibt an Moosbruggers Argumentation, dass dieses in die 2. Hälfte des 7. Jhs. zu datierende Grab, das so sehr wie ein Stiftergrab aussieht, erst durch Bau Ia (Apsis, Nordannex) überbaut worden sein soll. Ohne stratigraphischen Bezug wird dafür ein axiales Grab im Westen (mit hoch- oder spätmittelalterlicher Bestattung [S. 35]) als Stiftergrab und dieses zur Rekonstruktion eines zugehörigen saalförmigen Schiffs bemüht. Eine C-14 Datierung der neben der Bestattung angetroffenen, älteren Skelettreste hätte hier vielleicht eine Klärung bringen können. Bedauerlich, dass der Bericht des Anthropologen nicht vorliegt. Einzig einige Vorbemerkungen fanden Eingang in Form von Fussnoten (Anm. 52, 117, 123 usw.). So bleibt letztlich nicht nur die Frage nach der Form von Bau I offen, sondern es erhebt sich eine weitere nach einem allfälligen «Bau 0».

Für *Bau II* liegen die Befunde klarer: Über der Apsis entstand eine breitere, neue. Ein verbreiteter, quadratischer Vorchor vermittelte zum Schiff, dessen Breite aufgrund der seitlichen Friedhofbegrenzung angegeben werden kann. Der Ausgräber datiert diese Kirche ins 11. oder 12. Jh. Unter dem heutigen Turm fanden sich Hinweise einer vielleicht schon doppelgeschossigen Vorhalle. *Bau III* stellt die Erweiterung um einen neuen, polygonalen Chor (um 1340 datiert aufgrund von Funden und dem in der Sakristei wiederverwendeten [?] Schlussstein) und den Turm (Mitte 15. Jh.: Wappen von Tegernau) dar.

*Bau IV* – die heutige Kirche – schliesslich entstand nach der vermeintlichen Wiederentdeckung des Heiligengrabes zwischen 1504 und 1516 in der Reihenfolge Chor – Schiff, wobei einzig der Turm Wiederverwendung fand. Einleuchtend – sowohl kulturell wie archäologisch-architekturgeschichtlich – sind die Parallelen zur Gallus-Kirche in Eichsel (BRD) (S. 45ff). Durch die Inschriften von 1504 (Peraudi), 1509 (Chor) und 1516 (Schiffdecke) ist der Bau mit festen Daten umrissen. Erstmals befand sich nun das verehrte Grab nicht mehr im Chor, sondern in einer Gruft am südlichen Ostende des Schiffs. Sie wurde bei den Grabungen leider neuzeitlich beraubt angetroffen. Immerhin fanden sich noch eine grössere Zahl von *Münzen* (Pilgerobolus). Ihre Auswertung (S. 103–106) zeigt sie als Freiburger und Basler Prägungen des 15.–17. Jhs. und deutet damit auf die Herkunft der Pilger aus der Regio hin. Unbegreiflich bleibt, dass den zahlreichen Rötelkritzeleien (S. 83, 85) auf älteren Putzschichten keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Verständlich ist daher, dass den volkskundlich-kultgeschichtlichen Aspekten nur beiläufig Aufmerksamkeit gezollt werden kann: Häufung radial ausgerichteter Kindergräber östlich des Chors (S. 18, 24, 93f), Hilfe bei Zahnweh (S. 22, 28, 106).

*Heft 2* ist der *Basler Predigerkirche* gewidmet, die in den Jahren 1975–78 eine sorgfältige Innenrestaurierung erfuhr. Die Grabung wurde ergänzt durch eine Untersuchung des Aufgehenden.

*Teil I* gilt der Bodenuntersuchung und ist von RUDOLF MOOSBRUGGER-LEU verfasst. Ein Beitrag über die Münzfunde stammt von BEATRICE SCHÄRLI und zeigt gewohnte Prägung (was die völlig missratenen Münzabbildungen gerade vermissen lassen. Sie sind deshalb von der Redaktion als Xeroxkopien in einem losen Blatt mitgeliefert worden). In *Teil II* fassen PETER EGGENBERGER und WERNER STÖCKLI die Ergebnisse ihrer Analyse am aufgehenden Mauerwerk zusammen.

Die Aufteilung der Untersuchung in zwei Hände entspricht zwar baslerischer Praxis, was bei solchen Objekten sich allerdings bis in den vorliegenden Bericht hinein als nachteilig erweisen muss: Widersprüche zeichnen diese Befundvorlage aus. Der Herausgeber empfindet sie als positiv, weil er in der Beweisführung des Archäologen einen «Entscheid ... als immer subjektiv» (S. 6) empfindet, eine Ansicht, die durch die kristallklare Beweisführung im Teil II von den Autoren Stöckli und Eggenberger widerlegt wird. Hier wird der Befund klar dargelegt: naturwissenschaftlich exakt beschreibend. Daran gibt es nichts zu deuteln. Von diesen Fixpunkten aus wird dann die Beweisführung angetreten, von Fall zu Fall als einzig möglicher logischer Schluss oder aber als wahrscheinliche Hypothese deutlich differenziert dargelegt. Man wünschte sich mehr archäologische Berichte dieser Qualität. Sie allein erlauben, mit weiteren Befunden späterer Zeit, zu neuen Schlüssen oder Thesen zu kommen; d.h., sie befruchten die Wissenschaft.

Älter als alle baulichen Strukturen ist eine Eisenschlackenschicht (S. 23), die nicht näher definiert wird. *Bau I* beschränkte sich auf die vier östlichen Joche des heutigen Bestandes. Die Befunde lassen eine dreischiffige Kirche rekonstruieren, deren Schiffe durch Triumphbogen bzw. Arkaden vom zweijochigen, gerade geschlossenen Chor getrennt waren. Seitenkapellen begleiteten das Vorchorjoch während die Befunde für Annexräume seitlich des Altarhauses kaum zu tragen vermögen (S. 21, 31, 103, 118, Abb. 33 u. 46). Deutlich wird indessen die lange Bauzeit von der Gründung nach 1233 bis in die Mitte des 13. Jhs. Zurecht vermutet Moosbrugger aufgrund von Baufugen und unterschiedlichen Mauerstärken (letztere müssen leider mühsam aus den Plänen gemessen werden), in der Ostpartie Reste einer *Behelfskirche* gefunden zu haben, die 1236 bereits erwähnt ist (S. 29–33). Allerdings wäre in der Rekonstruktion Abb. 24 die über den ganzen Querschnitt vortretende Scheidewand zwischen Chor und Schiff wegzulassen, weil der dortige Vorsprung (Strebe Pfeiler 9, S. 21 u. 32) als jüngere Zutat erkannt wurde. Wiederholt spricht der Ausgräber die Fundamente irrtümlicherweise als «Gussmauerwerk» an (S. 17, 24, 34), beschreibt sie indessen als schichtweise fischgratartig schräggestellte Kiesel. Die Abbildung 3 löst den Widerspruch: Es handelt sich um sehr sorgfältig lagig, direkt in die Grube gemauerte Fundamente. Im Süden schlossen die Konventsbauten an die Kirche an. Allerdings geht die laut Moosbrugger an die Kirchen-SW-Ecke anschliessende Klostermauer auf ein Zurechtbiegen von Befunden zurück. Vergleicht man die Abbildung 28 (Punkt 4) mit 28A, so will man Moosbrugger glauben. Der Plan S. 86 sowie die Foto Abb. 71 mit steingerechtem Plan auf Abb. 72 zeigen indessen klar, dass der Interpretation von Eggenberger/Stöckli (S. 91f) zu folgen ist, die Türe im Westen der Südmauer zum Bestand der Anlage II zu rechnen ist und von der Klausur in die Kirche führte.

*Bau II* stellt im wesentlichen die heutige Anlage dar. Sie ist ein wichtiges Dokument des Durchbruchs zu einem oberrheinisch-dominikanischen Stil. Dankbar und mit einigem Aufatmen nimmt man die Befunde zum 1975/78 rekonstruierten *Kapellenletner* zur Kenntnis (S. 53–55, 96–98). Von besonderem Interesse sind Moosbruggers Überlegungen zu den nach dem Erdbeben von 1356 nötig gewordenen Erneuerungen der nördlichen Seiten- und beider

Mittelschiffmauern (Abb. 101); sie lassen die Planung einer *Anlage III* erkennen, welche das bisherige, «nicht entwickelte Lettnerjoch» zum «entwickelten Lettnerjoch» umgestaltet hätte (S. 59–62). Sie ist indessen nur in der nördl. Seitenschiffwand ausgeführt und bei Pfeiler 13 wohl vorbereitet worden (Abb. 60).

Abschliessend seien noch einige redaktionelle Bemerkungen zur Darstellung angeführt. Zunächst fällt die schlechte Qualität der Fotos auf. Sollen die Fotos auch «Dokumenten eine optimale Sicherheit garantieren», so müssen die Abbildungen 5, 6, 11, 13, 30, 34 oben rechts, S. 46 und 47 sowie die Abb. 61 und 66 als unbrauchbar gelten. Für Abhilfe glaubt man gesorgt zu haben, wenn der Foto eine Skizze (Umzeichnungen St. Meier) beige stellt wird. Wie aber soll dort der Befund nachvollzogen werden? Eine bessere Fotoqualität ist unerlässlich, soll die Argumentation nicht schlicht zur Glaubensfrage werden. Dass es dabei nicht immer nur an der Druckqualität mangelt, zeigen die mit gleichem Blickwinkel von beiden Archäologen aufgenommenen Details: Abb. 28 und 71! Sehr nützlich sind die *Isometrien* (Abb. 99–101). Nur schade, dass sie im Halbtonverfahren und nicht als Strichfilm reproduziert werden konnten. Das führt über zu den *Plänen*, wo man sucht, was die Fotos nicht hergeben. Indessen ist durch zu dicht gesetzte Punkte auf z.T. nicht entmörtelten Mauerkronen das Detail häufig «ertrunken», Stösse und Fugen auf den Faltpänen nicht mehr lesbar. Wenn im Text auf die Faltpänen verwiesen wird (z.B. auf S. 24 auf Tafel B), sucht man dort entsprechende Buchstaben vergeblich. Liest man auf S. 20 von Blendpfeiler 8 und auf S. 26 von Blendpfeiler 38, beide zu Bau I zu rechnen, so findet man sie auf dem entsprechenden Faltpan der Predigerkirche II.

Wünschenswert ist ferner eine einheitliche Ausrichtung der Detailpläne (Norden oben). Wer im Inhaltsverzeichnis sucht, findet keinen *Fundkatalog* ausser demjenigen der Münzen (S. 77) und ist erstaunt, mitten im Kapitel 3 (Notkirche und Planidee zu einem Neubau III) auf ihn zu stossen (S. 60f). Punkto Systematik wünscht man sich grössere Klarheit.

Zusammenfassend darf wiederholt werden, dass die Reihe der Materialhefte durchaus ein positives Echo verdient. Es ist sympathischer, mit einer Form zu beginnen, die noch ausbaubar ist, als nach Erscheinen der ersten Nummer Elan und Finanzen erschöpft zu sehen. In diesem Sinne ist der Basler Reihe eine solide Basis sicher.

Daniel Gutschler

\*

JOHN ROWLANDS: *Holbein. The Paintings of Hans Holbein the Younger. Complete Edition.* (Phaidon Press Ltd., Oxford 1985). 288 S., 20 Textabb., 32 Farbtafeln und 263 schwarzweisse Abb.

Der bekannte Autor, Keeper der «Prints and Drawings» am British Museum, hat es unternommen, das von Paul Ganz für den gleichnamigen Verlag 1950 besorgte Gemäldeverzeichnis neu herauszugeben. Er hat sich bei diesem Wagnis entschlossen, alles von Grund auf neu zu machen; geblieben sind lediglich Format und Titel des Buches. Es drängt sich auf, die beiden Arbeiten miteinander zu vergleichen und die Differenzen festzustellen.

Die den neuen Katalog einleitende Biographie – in Verbindung mit einer Werkgeschichte – wurde von Rowlands bedeutend ausgeweitet; man vermisst in ihr kaum etwas, auch wenn sich der Autor merklich der Kürze befleißigt. Unter den komprimiert vorgetragenen Neuigkeiten, die man hier findet, seien folgende angemerkt: Der Italienaufenthalt Holbeins, auf den Ganz so viel Gewicht legte, wird von Rowlands mit Entschiedenheit verneint, dem Frankreichaufenthalt dagegen misst er für Holbeins Entwicklung als Porträtist grosse Bedeutung zu (Clouet). Er ist der Mei-

nung, dass sich Holbein nicht bis an sein Lebensende der Gunst von König Heinrich VIII. erfreut habe; er anerkennt auch nur zwei erhaltene Bildnisse des Herrschers als authentische Malwerke Holbeins (vgl. S. 114; Nr. 61 in Castagnola, Nr. 78 London, Barber-Surgeon's Hall, wobei abgesehen wird von dem doch wohl kaum als Gemälde anzusehenden Pergamentbild mit Salomo und der Königin von Saba, M.1). Im letzten Lebensabschnitt sei Holbeins Einfluss in der Porträtmalerei so gross gewesen, dass es schwerfalle, zwischen ihm und seinen Nachfolgern und Imitatoren zu unterscheiden. Den «Followers in England» ist denn im Katalog ein eigener Abschnitt eingeräumt, in dem man nicht nur 15 Werke aus dem Verzeichnis von Ganz vorfindet, sondern auch mehrere andere holbeinartige Porträts, die u.a. mit hier wenig gehörten Namen wie John Bettes the Elder und Gerlach Flicke in Verbindung gebracht werden. Der Frage nach dem, was authentisch und was Kopie ist, misst der Autor überhaupt grosses Gewicht zu (vgl. S. 96, 113f.). Er hat ohne Zweifel alle Werke, die er erwähnt, auch jene, die Holbein jemals zugeschrieben worden sind, selbst gesehen und sie in Vergleichung mit der seit Ganz doch bedeutend erweiterten Holbeinliteratur eingehend geprüft. Als Folge davon kommt er zu vielen, man möchte mitunter fast sagen zu vielen Abschreibungen, er purgiert gleichsam das von Ganz erstmals standardisierte Werk Holbeins. Von den Gemälden, die er dem Meister nimmt und die er zum Teil anderen Malern zuweist, seien hier die wesentlichen aufgeführt.

Die Basler Passionstücher (Ganz 4–6/Nr. bei Rowlands R.13) gibt er – nach François Maurer – in allen Teilen dem Hans Dig, den sogenannten Holbein-Tisch (G.152/R.11) – nach Publikationen des Rezensenten dem Hans Herbst. An Ambrosius kommen Maria als Himmelskönigin (G.1/R.5) und der junge Mann mit rotem Barett (bezeichnet HH 1515, G.24/R.6), ferner – wohl nach Fridtjof Zschokke und Hans Reinhardt – die Kinderseite der Schulmeister-tafel von 1516 (G.153/R.7), als Zuschreibung auch die beiden Schädel (G.29/R.9). Das umstrittene Porträt des Johannes Zimmermann (Xylotectus) in Nürnberg (vgl. Basler Holbein-Katalog 1960, 155/R.8) stempelt Rowlands zu des Ambrosius letztem Basler Werk. Das Datum dieses Bildes, 1520, erklärt er so: es sei nach dem Ableben von Ambrosius (angenommenermassen 1519) von einem anderen Künstler vollendet worden. Für Holbein den Älteren fallen ebenfalls mehrere Gemälde ab: die Madonna unter dem Renaissanceporticus (G.2/R.1, nunmehr in einer westdeutschen Privatsammlung) und der sogenannte Jacob Hertenstein (G.28/R.2, heute im Chrysler Art Museum, Norfolk, USA), wobei die Identität des letzteren nicht bezweifelt wird. Mit Sicherheit reklamiert Rowlands die als Altarflügel bezeichneten Heiligenbilder Georg und Ursula in Karlsruhe für den älteren Holbein (G.19, 20/R.3) und – bestärkt durch Busharts Meinung – weist er ihm die früher als Gattin von Holbein d.J. verstandene Frau in Mona-Lisa-Haltung zu (G.38/R.4, Mauritshuis). Das Urteil Salomons in Basel, schon von Ganz abgelehnt, aber im Basler Holbein-Katalog 1960 (158/R.15) wiederum aufgenommen, gibt Rowlands überraschend dem Basler Monogrammist CS (= Conrad Schnitt), ohne dafür eine Quelle anzugeben, lediglich aus dem Vergleich mit zwei das CS-Monogramm aufweisenden Zeichnungen in Basel (Raub der Europa) und in Weimar (Cebestafel). Die Karlsruher Kreuztragung endlich (G.3/R.12) wird neu mit dem Notnamen «Augsburger Meister» versehen.

Wie schon angedeutet, teilt Rowlands den englischen Zeitgenossen und Nachfolgern Holbeins mehrere wichtige, bisher für diesen beanspruchte Bildnisse zu, so den Nicolas Carew (G.73/R.25), vielleicht die aufsehenerregendste Neuinterpretation Rowlands («it was executed by one artist, who based his portrait as far as possible on the drawing now in Basel»), und die Rundele mit dem sogenannten Hans von Antwerpen (G.63/Nr. 36b), die er als «studio work, perhaps a replica of a lost original» qualifiziert. Mehr Ver-

ständnis bei solchem Vorgehen bringt man bei Charles Brandon (G.102/R.30) und bei John Godsalve (G.91/R.19) auf sowie bei der Unbekannten im Metropolitan Museum (G.110/R.45). Erstaunt ist man dagegen wieder bei der Absprechung von Lady Lee (G.112/R.39 «the work of an able follower of Holbein») und der Rundele mit Prinz Edward im Profil (G.128/R.35) «by one of the better of Holbein's immediate successors») – das Metropolitan wird sich freuen. Weiter geht es mit einem Bildnis von Heinrich VIII. (G.119/R.37) und anderen, die zu nennen hier zu weit führen würde. Zu Berichtigungen im Spätwerk Holbeins hat Roy Strong zum Teil Anlass gegeben.

Neu diskutiert unter dem Titel «Paintings of doubtful status» werden der junge Mann mit Baret in Washington (R.42), der Sebastianskopf in Stuttgart (G.18/R.43), der junge Mann (G.93/R.44, heute in einer New Yorker Privatsammlung) sowie die Nummern G.32/R.49, G.100/R.51, G.109/R.50, G.132/R.48. Die vom Getty Museum kürzlich erworbenen Allegorie mit einem Reiter im Rund (R.47) wird im Umkreis von Jean Clouet angesiedelt. Es fällt auf, wie unterschiedlich die Beurteilungen im einzelnen ausfallen, von exakt begründeter neuer Zuweisung bis zu mehr persönlich gefärbter Meinungsäusserung. Im allgemeinen wird man aber Rowlands' neue Ansichten als zutreffend, einige wenige als diskussionswürdig annehmen.

Auf der anderen Seite vermerkt man zwei Neuzuschreibungen, von denen die eine überzeugt, die andere aber wohl hart am Prädikat «rejected» vorbeigekommen ist. Bei dem 1981 von der National Gallery of Scotland erworbenen «Alten und Neuen Gesetz» (Nr. 56) enthebt sich Rowlands im Katalog angesichts der Herkunft aus Arundels Besitz eines grösseren Kommentars, der die Echtheit erhärten würde, doch verweist er im Text (S. 93–94) auf die Wichtigkeit dieser im *Euvre* Holbeins vom Ikonographischen her doch recht ungewohnten Arbeit. Mit Bezug auf Werke der Cranachschule findet Rowlands als terminus postquem 1529, datiert aber dann doch in die Mitte der 30iger Jahre; der Vergleich mit dem Bild «Noli me tangere» (Nr. 17/S. 61) würde eine frühere Datierung rechtfertigen. Als zweites Bild gelangt in Rowlands' Kanon das Bildnis eines Unbekannten (Nr. 71), das Grossmann 1951 erstmals für Holbein in Anspruch nahm, und zwar als eine seiner letzten Arbeiten.

Den verlorenen Gemälden wird von Rowlands ebenso umsichtig und nach Lückenlosigkeit nachgegangen wie von Ganz, und er bespricht sie im Text an entsprechender Stelle meist gründlich. Den bekannten setzt er drei weitere Einheiten hinzu: das Pendant von Hans Bock d.Ä. in Donaueschingen, das auf Vorlagen Holbeins fussen soll (L. 9), die Dekoration im Bankettsaal anlässlich des Bündnisschlusses zwischen Frankreich und England in Greenwich 1527 (L. 11 und S. 69), endlich die Vorlage für den als Holbeinzeichnung angesehenen oliv grundierten Triumphzug in der Staatlichen Graphischen Sammlung München (L. 16). Beim Hollar-Stich des Goldschmieds Hans von Zürich kann Rowlands auf eine Vorzeichnung Hollars in Prag verweisen, die Holbeins Vorlage besser fassbar macht (L.12); man vergleiche zur Person des dargestellten Goldschmieds den Ausstellungskatalog «Zürcher Kunst nach der Reformation, Hans Asper und seine Zeit» (Helmhaus, Zürich 1981, S. 11). Der 17 Nummern umfassende Teil der «Lost Paintings» ist mit ebenso mustergültiger, aber vielleicht noch auffallenderer Akribie zusammengestellt worden wie alle anderen Parteien, dies in der Absicht, dem einstigen Werk des Meisters so gerecht zu werden wie irgend möglich.

Rowlands Gemäldegesamtausgabe – in erster Linie der Katalogteil, aber auch seine das Verzeichnis mitunter elementar ergänzende und stützende Biographie – wird von jetzt an für jede Person, die sich mit dem Malwerk Holbeins beschäftigt, die massgebende Informationsquelle darstellen und Ausgangspunkt für alle weitere Forschungsarbeit in dieser Domäne sein. Es dürfte lange gehen, bis

dieser Leistung etwas noch Kompetenteres und Umfassenderes an die Seite gesetzt werden kann. Dabei ist anzumerken, dass man im Detail nicht auf die anerkannte bisherige Holbeinliteratur wird Verzicht leisten können. Dass Rowlands diese in jedem Einzelfall objektiv zitiert und respektvoll auswertet, darf man als einen Akt englischer wissenschaftlicher Fairness betrachten.

Lucas Wüthrich

\*

JOHANN MELCHIOR FÜSSLI: *Landgüter am Zürichsee 1717*. Gedruckt nach dem Exemplar in der Zentralbibliothek Zürich. Erläuterungen von BRUNO WEBER. (Genossenschaftsdruckerei Zürich 1985; nicht im Buchhandel). 43 S., 13 Abb.

Das kleine, hier reproduzierte Kupferstichwerk ist erstmals 1717 von Johann Melchior Füssli, dem Illustrator der Scheuchzer-Bibel (*Physica Sacra*), in zwölf Blättern herausgebracht worden. Die geplante Fortsetzung ist leider unterblieben. Das Editions-jahr erschliesst der Herausgeber BRUNO WEBER aus den Angaben über die Hausbesitzer, so wie sie Füssli mitteilt. Eine zweite Ausgabe erschien einige Jahre nach Füsslis Tod, wohl im Jahr 1746, eine letzte, von David Herrliberger besorgt, 1770. Weber gibt genau an, wodurch sich diese drei Ausgaben unterscheiden. Den um 13% verkleinerten Stichen der 12 Landsitze ist das von Herrliberger zugefügte Titelblatt mit Ansicht des Schlosses Wädenswil vorangestellt. Wie es den Weberschen Publikationen eigen ist, fehlt kein irgendwie wünschbarer Hinweis über Art und Geschichte der Häuser, auch über ihre damaligen Besitzer wird alles mitgeteilt, und man findet auch die entferntesten bibliographischen Angaben. Das inhaltsreiche und einfühlsame Vorwort, in dem u.a. die nächtliche Seefahrt mit dem Marktschiff von Zürich nach Lachen, so wie sie Goethe im «Wilhelm Meister» beschreibt, nicht fehlt, setzt den nur noch zur Hälfte stehenden Landsitzen sowie ihren Erbauern und Besitzern ein schönes literarisches Denkmal. Die drucktechnische Gestaltung ist bis ins letzte Detail mustergültig ausgefallen.

Lucas Wüthrich

\*

ROBERT L. WYSS: *Die Gold- und Silberschmiedearbeiten der Berner Zunft zum Mittellöwen*. (Zunft zu Mittellöwen, Bern 1985). 119 S., 29 Abbildungen.

Der grösste Teil an erhaltenem profanem Tafelsilber des 16. und 17. Jahrhunderts stammt in der Schweiz aus dem Besitz der verschiedenen Zünfte und Gesellschaften. Diese pflegten seit dem 16. Jahrhundert den Brauch, für ihre Stuben silberne Trinkbecher anzuschaffen. Wurden die ersten Becher meist noch aus der Zunftkasse beglichen, so gab es bald danach freiwillige Schenkungen einzelner Zünfter und erliess jede Zunft ihre eigenen Bestimmungen, wonach ihre Mitglieder Ehrengeschirre zu vergaben hatten. In der Regel hiess es, den Eintritt in die Zunft mit einem Silberbecher zu berappen. Da das Geschirr aus Edelmetall nicht nur zur Zierde der festlichen Zunfttafeln diente, sondern stets auch als reales Vermögen galt, das jederzeit «versilbert» werden konnte, besass jede Zunft und Gesellschaft ein sorgfältig geführtes Inventar. Darin wurde der Name des Donators, die Art des Gefässes und sein Gewicht notiert. Heute sind die noch erhaltenen Zunftschätze meist in den verschiedenen historischen Museen der Schweiz deponiert und zeugen dort, in Vitrinen und Schatzkammern ausgestellt, von den zünftigen Tafelzierden vergangener Epochen. Anlässlich der traditionellen Ehrentage einer Zunft stehen sie heute wie ehemals auf dem festlich gedeckten Tisch in der Zunftstube und werden dann sogar gerne zum Umtrunk benutzt.

In Bern besitzt die Zunft zum Mittellöwen neben den Pfistern den umfangreichsten Bestand an Gold- und Silberschmiedearbeiten. 16 Stück davon sind im Bernischen Historischen Museum deponiert. Der ehemalige Direktor dieses Museums stellt den gesamten Silberschatz der Gesellschaft zum Mittellöwen in einem handlichen Bändchen vor. Dazu zählen heute neben den historischen Trinkspielen, Pokalen, Kannen und Schalen auch Becher, Kerzenstöcke und Schalen aus neuester Zeit in historisierenden Formen.

Beim Mittellöwen verehrten die Mitglieder der Gesellschaft einen Becher, wenn sie Aufnahme in das Stubenrecht erhielten. Becher wurden auch gestiftet bei der Wahl in den Kleinen oder Grossen Rat Berns. Ausserdem schenkten die Landvögte der Gesellschaft ein Trinkgefäss, wenn sie nach sechsjähriger Amtszeit in die Stadt zurückkehrten. Als 1699 Herr Oberst Wytenbach zum Stubenmeister gewählt worden war und er dieses Amt aus Gesundheitsgründen ausschlagen musste, schenkte er der Gesellschaft gleichsam als Entgelt zwei Buckelbecher (Nr. 11). Diesem Beispiel folgte wenige Jahre danach Gabriel Jenner, der das Stubenmeisteramt auch nicht annehmen konnte und statt dessen einen Deckelpokal stiftete (Nr. 13).

Eine Arbeit des Berner Goldschmiedes Jakob Wysshan aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts bildet den Auftakt der Gefässreihe. Es stellt als Trinkspiel das Emblem der Gesellschaft zum Mittellöwen dar, den stehenden Löwen mit Gerbermesser in den Vorderpranken (Nr. 1). Bei zwei Trinkschalen des späten 17. Jahrhunderts dient das Wappentier als kleine Trägerfigur (Nr. 4, Nr. 7). Ein Paar kleiner Löwen von der Hand des Basler Goldschmiedes Sebastian I. Fechter nimmt Bezug auf das Wappen des Donators, Junker Hans Rudolf May. Dieser hat seiner Gesellschaft 1657 einen Traubenbecher geschenkt, fand die Gabe aber offenbar als zu wenig würdig und tauschte sie noch im gleichen Jahr gegen die beiden erwähnten Trinkspiele ein, die sein eigenes Wappen symbolisieren (Nr. 6).

Im vorliegenden Buch wird jedes Stück anhand einer sorgfältigen Formbeschreibung und einer oder zwei Abbildungen vorgestellt. Von den Goldschmiedern und den einzelnen Donatoren erfährt man kaum mehr als knappe Lebensdaten. Die überlieferten Stubenrodel und Inventare der Gesellschaft sind leider kaum ausgewertet worden. Wenn die Datierung einer Silberarbeit nicht gesichert ist, behilft sich der Autor mit vagen Datierungsangaben. Zwar stand ihm in der sogenannten «grossen Kaffeekanne» (Nr. 16) ein treffliches Formstück aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts vor Augen; zur «kleinen Kaffeekanne» (Nr. 15), die mit ihren niedrigen Füßen mit eingerolltem Blattwerk, dem abgetreppten Zungenmuster auf der Wandung und der gestelzten Gravur in die Mitte des 19. Jahrhunderts zu datieren ist, schreibt er: 18./19. Jahrhundert. Es liessen sich eine Reihe solcher Ungenauigkeiten aufzählen. Damit würde man der Publikation nicht gerecht, ist sie doch von der Gesellschaft zum Mittellöwen ohne Anspruch auf Wissenschaftlichkeit ediert worden. Sie ist für den Kreis der Stubengesellen bestimmt, die sich nun dank dem kleinen Buch an ihrem eigenen Schatz delectieren können.

Anna Rapp

\*

*Führer durch das Schweizerische Freilichtmuseum Ballenberg*, Redaktion DAVID MEILI, Mitarbeit MAX GSCHWEND, CHARLOTTE SCHÜTT. (Schweizerisches Freilichtmuseum Ballenberg, Brienz 1985). 132 S., zahlreiche Abb.

Der Führer durch das Schweizerische Freilichtmuseum gibt Auskunft über 58 ländliche Bauten, die auf dem Ballenberg bei Brienz in 13 grösseren, den geographischen Regionen der Schweiz

zugeordneten Baugruppen zu finden sind. Die Objekte werden als Vielzweckhaus, Wohnhaus, Weinbauernhaus, Kleinbauernhaus, Tagelöhnerhaus, Handwerkerhaus, «Stöckli», Stall, Alpgebäude und als Bauten, die dem ländlichen Gewerbe dienen (Mühle, Schmiede usw.), durch Bild, Querschnitt, Grundriss und aussagekräftigen Text vorgestellt. Neben den äusseren architektonischen Merkmalen (Blockbau, Ständerbau, Massivbau, Dachkonstruktion, Dachbelag usw.) kommt auch der jeweilige Wohnbereich mit Heizeinrichtung, Mobiliar und Gerätschaften zur Sprache, zum Teil mit vorzüglichen Abbildungen. Man erfährt, unter welchen naturlandschaftlichen, klimatischen, historischen und wirtschaftlichen Bedingungen die einzelnen Bauten entstanden und im Laufe der Zeit verändert und neuen Gegebenheiten angepasst worden sind. Neben den primären wirtschaftlichen Funktionen der Bauten wird auch die Prestigefunktion einzelner Häuser hervorgehoben, die sich vor allem in der Gestaltung der Fassade und manchmal auch des Daches äussert.

In der Regel wurden die Bauten in einen früheren Zustand zurückrestauriert. So wurde das mehrfach veränderte Vielzweckhaus aus La Chaux-de-Fonds, wie Meili schreibt, «weitgehend seiner individuellen Geschichte beraubt» und «in einen Zustand zurückversetzt, der dem Idealbild ‚des‘ Bauernhauses im Hochjura entspricht». Nur bei dem 1985 eröffneten Haus aus Lancy GE wurden die wichtigsten Veränderungen vergangener Jahrhunderte «sozusagen im Zeitraffer» sichtbar gemacht. Es war in der Mitte des 18. Jahrhunderts als Trotte erbaut worden, hatte dann eine Erweiterung zu einem eigentlichen Bauernhaus erfahren und war schliesslich um 1820 zu einem grossräumigen, rationell konzipierten Ökonomiegebäude mit einer Pächterwohnung umgebaut worden. Ein kleiner Lehrpfad durch das Haus erläutert die in den verschiedenen Bauphasen verwendeten Baumaterialien und angewandten Konstruktionstechniken.

Der Führer enthält nützliche Hinweise auf die in einzelnen Gebäuden (z.B. Schmiede, Mühle, Töpferei, Waschhaus usw.) ausgeübten Tätigkeiten, welche jeweils durch besondere Vorführungen dem Publikum verständlich gemacht werden, indem die Funktion und der Gebrauch von Geräten in ihrem Bewegungsablauf gezeigt werden.

Stets um ganzheitliche Darstellung bemüht, haben die Verantwortlichen des Museums bei einigen Bauernhäusern den jeweils zugehörigen Garten im Stil des 18. und 19. Jahrhunderts und mit den spezifischen Blumen-, Gemüse- und Kräutersorten angelegt.

Ohne künstliche Wiederbelebungsversuche anzustellen, bemüht sich die Museumsleitung um lebensnahe Darstellung vergangener ländlicher Kultur der Schweiz in ihrer Vielfalt. Der neue Führer, der durch klare und übersichtliche Darstellungsweise das Verstehen wichtiger Zusammenhänge ermöglicht, die sonst verborgen bleiben, ist für den interessierten Laien um so unentbehrlicher, als Hinweise an den Objekten selbst nur spärlich angebracht sind.

Arnold Niederer

\*

*Das Schweizerische Landesmuseum*. Illustrierter Führer. (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich 1986). 132 S., zahlreiche Abb., 1 Plan, 1 Karte.

Endlich!!! Die drei Ausrufezeichen sind im Hinblick darauf, dass ein informativer, ansprechender und brauchbarer Führer durch das Landesmuseum seit 1898, dem Jahr seiner Eröffnung, fehlt, wohl mehr als gerechtfertigt! Das handliche, sehr reichhaltige kleine Werk verdient denn auch rundherum Lob. Das gleiche gilt für die Schweizerische Bankgesellschaft, die das Erscheinen ermöglicht hat und nur sehr diskret in Erscheinung tritt. Der Aufbau ist klar und übersichtlich: Das grosse Museum wurde in sechs Bereiche unter-

teilt; über die Farbe, die damit in das Orientierungssystem Einzug gehalten hat, kann man sich freuen. (Die Wegweiser für den 2. Stock könnten allerdings noch sichtbarer angebracht werden). Kurze Texte führen jedes Kapitel ein, und ausgewählte Objekte werden in Bild und Text vorgestellt. Informationen über Sammlungen, die Bibliothek, Zweigmuseen, Geschichte und Aktivitäten des Hauses, ein Register sowie ein Museums- und Stadtplan beschliessen den Führer.

Sein Hauptzweck ist der Gebrauch in den Ausstellungsräumen, was problemlos möglich ist, wenn auch da und dort mit kleinen Schwierigkeiten. Die Anordnung der beiden Bilder auf S. 81 wäre wohl – gemäss Ausstellung – umgekehrt logischer. Auch die Raumbezeichnungen 50a, b und c (Waffenhalle) sucht man vergebens im Führer. Entscheidender schon folgendes: Vorbildlich die Idee, alle abgebildeten Objekte in der Ausstellung zu kennzeichnen; aber dieses System funktioniert nur in einer Richtung. Das Aufsuchen eines (kleinen) im Führer präsentierten Objektes kann sich als langwierig erweisen. Da meist mehrere Objekte auf einer bis zu vier Räume abdeckenden Doppelseite abgebildet sind, sollte die Raumnummer bei jeder Abbildung stehen. Zudem müsste der Standort der Leitobjekte auf zusätzlichen Plänchen eingetragen werden. Diese leicht zu korrigierenden Unebenheiten können jedoch die Freude am Werk nicht trüben.

Grundsätzlicher sind folgende kritische Bemerkungen, zu denen die Neuerscheinung Anlass gibt. Was sollen in einem sich ein neues Erscheinungsbild gebenden Museum Raumbezeichnungen wie 2a, b, c oder 11a, b, c, d usw.? Warum hat man die Gelegenheit nicht wahrgenommen, die Räume neu (und logischer) zu nummerieren? Hier hätte weniger an die Inventarkarten und mehr an die Besucher gedacht werden müssen. Und dann die Einteilung in die sechs Hauptbereiche. «Wehrgeschichte» sowie «Ur- und Frühgeschichte» sind kohärent. Wohl aus praktischen Gründen wurde das

Zürcher Zeughaus dem Bereich «Handwerk» zugerechnet. Die Apotheke aus dem 18. Jh. in der Abteilung «Kirchliche Kunst/Kunsthandwerk 9.–16. Jh.» zu finden, erstaunt, ist aber aus topographischen Gründen kaum anders zu lösen. Die Zuordnung der Zürcher Staatsaltertümer zu «Kunsthandwerk des 16.–18. Jh.» offenbart hingegen schlaglichtartig einen fundamentalen Mangel des Landesmuseums: Es ist Kunst- und Kunstgewerbe-, aber nicht historisches Museum – Ästhetisierung der Vergangenheit ohne Darstellung grösserer Entwicklungszusammenhänge politischer, wirtschaftlicher und sozialer Art (obwohl gerade im Raum über den Zürcher Staat gute Ansätze vorhanden sind). Die für den Aufbau und die wissenschaftliche Bearbeitung der Objekte absolut notwendige Sektorisierung müsste in den Schauräumen zugunsten einer ganzheitlichen Darstellung durchbrochen werden. Nur aus der Zuständigkeit der Konservatoren für bestimmte Sachgebiete zu verstehen ist schliesslich der Bereich «Bekleidung» – ein merkwürdiges Konglomerat, zu dem beispielsweise kirchliche Geräte, weltliches Silber und Spielzeug gehören.

Sicher, das Erscheinen eines Museumsführers kann nicht Anlass sein, das ganze Haus umzukrempeln (das wäre ein Lebenswerk!), doch offenbart das erstmals seit der Eröffnung farbig und ansprechend präsentierte Konzept seine Unzulänglichkeiten, die zu beheben eine vordringliche Aufgabe darstellt. Dann würde der Besuch des Landesmuseums mit seinen aussergewöhnlichen Sammlungen und seinen teils lebendigen Ausstellungen noch mehr Freude bereiten – besonders mit dem hier vorgestellten, in jeder Beziehung gelungenen Führer in der Hand. Oder – um die Worte von Frau Dir. Dr. Schneider im Vorort aufzunehmen: Der neue Führer geleitet ausgezeichnet durch den «wilden, verwirrenden Garten»; nun müsste daran gedacht werden, neue Beete anzulegen und einiges umzupflanzen.

*Martin R. Schärer*